

LINDE ROTTA

ROST WAR DIE FARBE

DER ZEIT



GANS VERLAG

Linde Rotta · Rost war die Farbe der Zeit



Linde Rotta
Rost war die Farbe
der Zeit

Gans Verlag

1 **Zwei Väter hatte das Gemälde** »Aufrecht stehen«: Die Idee, mit einem »Gegenbild« zu Werner Tübkes sozialistischem Propagandabild »Arbeiterklasse und Intelligenz« den politischen Opfern der Karl-Marx-Universität ihre Würde zurückzugeben, entwickelte in langem Nachsinnen Erich Loest. Für die Durchführung seines Vorhabens fand er in dem Leipziger Maler und Grafiker Reinhard Minkewitz den kongenialen Partner.

Leipzig brach über diesen Einfall nicht in Jubel aus, schon gar nicht die Universität. Sie begegnete ihm zunächst mit Vorbehalt, später mit Ablehnung. Da sie ein logisch begründetes Nein nicht zu geben vermochte, reagierte sie mit Ermüdungsstrategien. Loest erinnerte dieses Hin und Her fatal an die Hinhaltenaktiken des SED-Staates, beabsichtigte dieser die Veröffentlichung eines Buches zu verhindern, an jene sozialistische Willkür, die sein Schriftstellerleben in der DDR so viele Jahre begleitet und zermürbt hatte.

Von einer *freien demokratischen* Bildungsstätte erwartete er eine *feste demokratische* Haltung. Das meinte er und schrieb es auch so. Die Kontroverse geisterte bald als *Leipziger Bilderstreit* durch Deutschlands Medien. Zu einem nutzbringenden Diskurs führte sie nicht.

*

Nach Loests Tod leistete der Bürgerrechtler und ehemalige Europa-Abgeordnete Werner Schulz »Aufrecht stehen« tatkräftige Geburtshilfe. Ohne seine aufrüttelnde Trauerrede in der Nikolaikirche hing das Gemälde gewiss nicht an seinem heutigen Platz in der Universität, einem Platz, wie ihn sich sein Auftraggeber immer gewünscht hatte, wohl auch der würdigste, der gefunden werden konnte.

Verständlich, dass es mich nach dem unerwarteten Ableben dieses Freundes zu einem Dankeswort drängte, nicht allein seiner Geradheit und Hilfsbereitschaft wegen mit der er mir Stütze war, vor allem seine unbeirrbarere Loyalität Erich Loest gegenüber wollte ich würdigen.

So fügen sich diese beiden Lebensdaten – Erich Loests Tod am 12. September 2013 und der 9. November 2022, an dem Werner Schulz in Berlin verstarb – zur festen Klammer von Teil zwei der Historie des Minkewitz-Bildes.

*

Stringent die Zusammenhänge aufzuzeigen wäre möglich, aber langweilig. Zu vieles floss zusammen, zu wirr erwiesen sich manche Verflechtungen, öffentliche wie familiäre. Die Beteiligten kannten meistens nur *den* Part, in den sie selbst eingebunden waren. Auch dürften dem heutigen Leser politische Verquickungen von vor mehr als fünfzig Jahren kaum noch präsent sein. Viele von denen, die sie erlebten, sind mittlerweile verstorben, vieles ist vergessen, nicht wenig wurde mit Bedacht unter den Teppich gekehrt. Mir hingegen stehen neben Erich Loests Erfahrungen, durch eigene Feature-Recherchen für den Deutschlandfunk Unterlagen und Details zur Verfügung, die gebündelt, Hintergründe und Gesamtsicht auf beide Gemälde verständlicher machen.

Schleppend hatte die Bildgeschichte begonnen, dominiert von Überheblichkeiten, *von naivem oder gewolltem Unverständnis zu Gunsten jenes gezielten DDR-Revisionismus, der jeglichen Erinnerungsdiskurs zu vergiften sucht, inzwischen mehr denn je*, wie Durs Grünbein es ausdrückte, schleppend zog sie sich weiter, nervenzehrend blieb sie bis zum Schluss.

Drama oder Komödie? Auch wenn die Ingredienzien für beide Genres reichlich vorhanden waren, zeigte sich auf der Bühne weder ein shakespearisches Schauspiel noch eine spritzige Satire. Fürs erstere fehlte intellektuelle Eloquenz, für die letztere der Biss. So blieb alles, was über die Jahre geboten wurde, banale Seifenoper. Schade, denn alles stand zur Verfügung für ein flippiges Stück: Historische Kenntnis ebenso wie das haarsträubende Gegenteil, Redlichkeit, Loyalität und guter Wille nicht weniger als Ignoranz und Neid, Rechthaberei, reichlich Geltungsdrang und Eitelkeit in mancherlei Schattierung. Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit durch sämtliche Kapitel und bis zum Ende hin behauptete sich das *retardierende Moment*.

Zugegeben, ich bin keineswegs objektiv. Ich kann es nicht sein und will es auch nicht. Gerade deshalb soll es genügen, wenn ich Geschehnisse und Aussagen ungeschönt einander gegenüberstelle. Mag der Leser seine eigenen Schlüsse ziehen.

Leipzig ist zwar immer einer Satire wert, trotzdem reicht Spott allein selten zur Bewältigung eines Stoffes. Auch wenn mir ein Quäntchen der Karl Kraus'schen Scharfzüngigkeit durchaus gelegen gekommen wäre, ich eine deftige Prise des wundervoll hintergründigen Humors Jaroslav Hašek's zu gerne über dieses fad schmeckende Leipziger Allerlei gestäubt hätte, dessen Zutaten ihr Ablaufdatum schon länger hinter sich gelassen haben.

Ob ich an das Thema herangehe, weil Erich Loest glaubte, an ihm gescheitert zu sein? Davon bin ich überzeugt, gebe sogar zu, was ich schreibe, fühlt sich für mich gelegentlich an, als wäre es sein Diktat. Meine Erinnerungen sind nicht lückenlos, aber überaus lebendig. Vor allem stand ich dem gesamten

Geschehen näher als die meisten Beteiligten. Ausschlaggebend bleibt, was in Teilen an ein Bubenstück erinnert, ist letztlich ein Teil Leipziger Kulturgeschichte, die nicht verloren gehen sollte. Erich Loest – an die Strenge seines Gesichtes im offenen Sarg, die alles Vergangene unerbittlich in sich verschloss und Gegenwart und Zukünftiges für immer zurückzuweisen schien, muss ich bei meinem Vorhaben nicht denken. An sein Arbeitsmotiv immer: »Eine Geschichte, die nicht aufgeschrieben wird, existiert nicht.«

Also fangen wir an!

Linde Rotta, 15.09.2024

- 2 **Er war kein Held, kein Heroe**, jedenfalls keiner, wie ihn uns Film und Schnellschussliteratur vorgaukeln. Er war auch nicht sonderlich mutig, aber mutiger als die meisten. Schreiben verstand er als Mahnung zur Wachsamkeit. Zwei erlittene Diktaturen, das Wissen um die Gefahr, die politische Verblendung in sich birgt, hatten ihn zum kritischen Demokraten geläutert. *Quieta non movere* – dahocken und ‘s Maul halten? Für ihn galt das nie.

Als 2006, kurz vor dem Abriss der Karl-Marx-Universität, die jetzt *Freie* Universität beschloss, Werner Tübkes monumentalem Propagandabild »Arbeiterklasse und Intelligenz«, *Täterbild* nannte es der Schriftsteller, im neu zu errichtenden Haus einen, so die Formulierung, *ihm angemessenen Platz* einzuräumen, sah Erich Loest darin eine Schmähung aller jener Leipziger, die am 30. Mai 1968 ohnmächtig mit ansehen mussten, wie auf Geheiß Walter Ulbrichts die mittelalterliche Universitätskirche St. Pauli, Wahrzeichen der Stadt, in Schutt gelegt wurde. Und

mit ihr, ganz ohne Not, auch das *Augusteum* mit seiner noblen Fassade. *An diesem Tag verlor Leipzig seine humanistische Seele*, schrieb er bekümmert und zornig.

Die Frage nach Macht und Schuld, nach Tätern und Opfern hatte den Autor sein Leben lang umgetrieben. Als Zeitzeuge unbestechlich, als Berichterstatter sachlich und schnörkellos, prägte sie sein schriftstellerisches Schaffen. »Arbeiterklasse und Intelligenz«, vor Jahrzehnten im Auftrag der SED gemalt und jetzt von Stadt und Universität so unverhohlen stolz ins Rampenlicht geschoben – das forderte ihn heraus, gerade zu rücken, was politisch so schief war.

Diplomatie war nicht seine Stärke. Taktieren, Sonntagsreden, Manierismen? Er verabscheute sie. Haltung, Wahrheit um der Wahrheit willen, das waren seine Prinzipien. Sie auszusprechen wann immer nötig, sah er nicht als Vorrecht, er sah darin die Pflicht jedes politischen Schriftstellers.

Das brachte ihm nicht nur Freunde. Man rieb sich an ihm. In DDR-Zeiten wie im vereinten Deutschland danach. Vor allem und immer wieder in Leipzig, seiner großen Liebe, in die er ein Leben lang verstrickt blieb.

Doch Lipsia, die gedankenlose Schöne, hat es nie wahrgenommen.

- 3 **Sie war nicht irgendeine Kirche**, sondern eines der bedeutsamsten Kirchendenkmäler Sachsens und ein Synonym für Jahrhunderte gelebter deutscher Geschichte. Schon 1231 wurde St. Pauli als Gotteshaus für das ansässige Benediktinerkloster errichtet und dem Apostel Paulus geweiht. In der Reformationszeit fiel es in protestantische Hand, da blieb es über Jahrhunderte bis zu seiner Sprengung. Mit einer wortmächtigen Predigt, man kann

ihn sich auf der Kanzel bildhaft vorstellen, weihte Martin Luther es 1545 zur Universitätskirche. Ob damals Bilderstürmer wüteten, Mob Kunstwerke zerstörte? Wohl nicht. Dennoch: alles, was an Heiligenverehrung gemahnte, Bilder, Statuen, Devotionalien, wurde aus der Kirche entfernt: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir!

Turbulente Jahrhunderte überstand sie: Bauernaufstände, Reformation und Gegenreformation, den Dreißigjährigen Krieg, Humanismus und Aufklärung. Des Großen Friedrichs Kriegsetändel. Den napoleonischen Sturm, der über Europa fegte, bis ihn die Schlacht bei Leipzig niederrang. Deutsches Kaiserreich und Hitlerzeit.

Hinein gewebt in all die Wirrnisse, Brüche sind Dichtkunst und Philosophie, Musik und Malerei. Johann Sebastian Bachs Motette *Der Geist hilft unserer Schwachheit auf* wurde in St. Pauli uraufgeführt, bei Johann Scheibe eine *stattliche* Orgel in Auftrag gegeben und von Thomaskantor Bach achtsamst geprüft und eingespielt. Die Liste bedeutsamer Künstler ist lang, die später auf ihr konzertierten.

Während der Völkerschlacht diente das Gotteshaus als Lazarett, nebenher, pragmatisch, wie man in Notzeiten sein muss, auch als Gefängnis.

*

Dass St. Pauli fast anderthalb Jahrhundert später den Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs ohne nennenswerte Beschädigung überstand, grenzte an ein Wunder. Zur *unergründlichen Regie Gottes* zählte Leipzigs unerschütterlicher Hüter der Montagsgebete auch diese Fügung. Weder Kriege, Brände noch Naturkatastrophen – erst ideologische Engstirnigkeit, das allzu

Blindmächtige allzu dumpfer Partei-Gläubigkeit sollte St. Pauli für immer in Trümmer legen.

Viele Leipziger sind überzeugt, mit der Sprengung des Gotteshauses sei der Keim späteren Widerstandes gegen das SED-Regime gelegt worden. Es könnte so sein. So deutlich ausgesprochen wurde diese Hellsicht freilich erst nach der Wende.

- 4 **Mit St. Pauli und dem Hauptgebäude** zerbarst auch der Hörsaal 40. Hans Mayers unvergessene Germanistik-Vorlesungen hatten ihn zur Legende werden lassen. Bis weit in den Flur drängten sich die Hörer, begierig, kein Wort des Literaturprofessors zu überhören. Uwe Johnson gehörte zu ihnen, Gerhard Zwerenz, Rainer Kunze, Christa Wolf und nicht zuletzt Erich Loest.

Wer wie Walter Ulbricht davon überzeugt war, der Marxismus-Leninismus sei die höchste und einzige Leistung der Geschichte, dem konnte dieser *Hort der Bürgerlichkeit* nicht mehr nur störendes Splitterchen im Genossen-Auge sein, das war ihm schon ein mordsmäßiger Balken. Wie sollte, wer so denkt, imstande sein, die wechselvolle Historie einer der ältesten Universitäten Europas zu achten?

Nach der Einweihung des Leipziger Opernhauses, so geht die Mär, habe der Erste Genosse auf den Platz tretend gesagt, ihn ärgere der Anblick dieser Gebäude gewaltig, sie müssten weg. Bildung, Bürgersinn und christlicher Glaube passten nicht in seine Vision von einer den *imperialistischen Westen* überstrahlenden Zukunft der Deutschen Demokratischen Republik, dessen Highlight Leipzig werden sollte, eine, nein *die* sozialistische Vorzeigestadt. Ulbrichts Vorgabe: 1971, zum bevorstehenden

VIII. Parteitag der DDR musste die Neugestaltung des Platzes vollendet sein.

1968, Anfang Mai, wurden Sprengung und Abriss vom Rat der Stadt mit nur zwei Gegenstimmen bestätigt: Ernst Heinz Amberg und Pfarrer Hans-Georg Rausch. Ob es sich bei Pfarrer Rausch um Überzeugung oder um vorgetäuschten Einspruch handelte, wer weiß es? Nach dem Öffnen der Stasi-Akte wurde er als IMS »Eduard« enttarnt.

Noch Monate nach der Wende, die Stasi-Akte waren noch nicht geöffnet, hielt Loest den Pfarrer für einen der tapfersten Männer Leipzigs und schlug der Stadt vor, ihm die Ehrenbürgerwürde zu verleihen. In seiner Predigt »Wider die Gleichgültigkeit«, gehalten in der Petri-Kirche in Lübeck Anfang Februar 1989, zitierte er aus seinem Roman »Völkerschlachtdenkmal«: *Ein einziger nur, Pfarrer Rausch, hatte den Mut gefunden, gegen diese Absicht zu sprechen: Selbst auf dem Roten Platz in Moskau stünde eine Basilika, da werde doch wohl der Marxplatz in Leipzig mit einem Gotteshaus auskommen. (...) Pfarrer Rausch war unser letzter Held.*

Ich saß in der ersten Reihe. Den ganzen langen Predigttext hatte er zwei Wochen zuvor in Bonn in seine alte Schreibmaschine geklopft, ich brachte ihn auf meinem PC ins Reine und druckte ihn der besseren Lesbarkeit wegen in einem größeren Schriftbild aus: (...) *Damals (1968) haben viele Zeitungen der Bundesrepublik auf die Vorgänge in Leipzig hingewiesen, das blieb ohne Einfluss. Der Grundlagenvertrag zwischen unseren Staaten war nicht geschlossen, Vertretungen waren nicht ausgetauscht, Journalisten nicht akkreditiert. Westdeutsche Politiker, Schecks in den Händen, gehörten noch nicht zu den*

freundlichst begrüßten Gästen in Ostberlin und am Werbellinsee. Die Leipziger waren unter sich und die Machtverhältnisse eindeutig (...) Seine Stimme verriet das große Heimweh nach Leipzig. Kaum ein Jahr später wiederholte er den Vortrag in der Nikolaikirche vor *seinen* Leipzigern – ein heiterer, ein glücklicher Mann.

- 5 **Widerstand gegen den Abbruch der alten Universität** und ihrer Kirche regte sich offenbar nur in der Theologischen Fakultät. Einen der Wortführer, den Theologiestudenten Nikolaus Krause, verurteilte die Partei zu 22 Monaten Haft. Andere Seminarmitglieder, die noch am Sprengungstag gegen den Abriss aufbekehrten, erteilten ähnliche Strafen. Vereinzelt kleinere Protestkundgebungen, die es gab, führten ebenfalls zu Festnahmen. Dass die Stasi die Vorgeführten noch jahrelang aufmerksam betreute, wen wundert?

Alles wird gründlich vorbereitet, die Kirche geräumt, Kunstschätze werden in Sicherheit gebracht und an den unterschiedlichsten Orten gelagert, unsachgemäß fast immer, jahrhundertalte Epitaphe beiseitegeschafft. Auch Bodenplatten. Wohin? Wollen die Leipziger kostbares Kulturgut retten? Wollen sie sich ein Andenken sichern? Oder nutzen sie lediglich die Gelegenheit, um günstig an rar gewordenes Baumaterial zu gelangen?

Schiefe gehen darf nichts. Das Gelände ist weiträumig abgesperrt. In allen Straßen, die zum Karl-Marx-Platz führen, stehen Wasserwerfer. Einsatzbereit nicht nur gegen den Sprengstaub.

In der Thomaskirche haben sich Leipzigs Pastoren zusammengefunden. »Wenn wir in höchsten Nöten sein«, singen sie sich Trost zu. Hinter der Absperrung auf dem Johannisplatz, sogar